

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29047-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Gary Shteyngart wurde 1972 als Sohn jüdischer Eltern in Leningrad (St. Petersburg) geboren und emigrierte im Alter von sieben Jahren in die USA. Er veröffentlichte die Romane «Handbuch für den russischen Debütanten», ausgezeichnet u. a. mit dem National Jewish Book Award for Fiction, «Absurdistan» und «Super Sad True Love Story» – sein dritter Roman wurde in mehr als vierzig Sprachen übersetzt. Gary Shteyngart lebt in New York.

«Gary Shteyngart ist ein virtuoser Geschichtenerzähler.» (The New York Times)

«So politisch unkorrekt ist schon lange kein Romanheld mehr durchs Zeitgeschehen gerast.» (Der Spiegel)

«In dieser derb-amüsanten und überschäumend bössartigen Satire schießt der jüdische Exil-Russe Shteyngart gegen alles.» (Süddeutsche Zeitung)

«So eine umwerfende, abenteuerliche und bis zum Schluss spannende Story ... ist für sich schon eine Rarität ... Aber bei Shteyngart erzeugt obendrein der verschwenderische, ausgreifende Erzählstil einen echten Sog.» (Frankfurter Allgemeine)

Gary Shteyngart

Absurdistan

Roman

Aus dem Englischen
von Robin Detje

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
«Absurdistan» bei Random House, New York.
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Die deutsche Erstausgabe erschien 2006
unter dem Titel «Snack Daddys abenteuerliche Reise»
im Berlin Verlag GmbH, Berlin
«Absurdistan» Copyright © 2006 by Gary Shteyngart
Umschlaggestaltung Anzinger und Rasp, München
Umschlagabbildungen Mart Klein / Ikon Images /
Getty Images; thinkstockphotos.de
Satz Adobe Garamond PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 499 29047 3

Inhalt

Von wo aus ich anrufe

Absurdistan

- 1 Der fragliche Abend: 15. Juni 2001
- 2 Widmungen
- 3 Wer hat Geliebten Herrn Papa gekillt?
- 4 Rouenna
- 5 Im Kreise der fröhlichen Trauergemeinde
- 6 Der Geliebte Herr Papa kommt unter die Erde
- 7 Rouenna in Russland / Ghetto Daze, Teil II
- 8 Nur Therapie kann Vainberg jetzt noch retten
- 9 Ein Tag im Leben des Mischa Borisowitsch
- 10 russischesloverschweinchen@herzschmerz.com
- 11 Ljuba Vainberg bittet mich zum Tee
- 12 Alles hat seine Grenzen
- 13 Mischa der Bär mag fliegen sehr
- 14 Norwegen am Kaspischen Meer
- 15 Golly Burton, Golly Burton
- 16 Gimme Freedom!
- 17 König Leopolds Belgisch-Kongo
- 18 Nur das Hyatt ist noch sicher
- 19 Mein graues Echsenherz
- 20 Die Amerikaner sind am Zug
- 21 Sanfte Überredungskunst
- 22 Meine Nana
- 23 Der Sevo-Vatikan
- 24 Warum Sevo und Svanī sich nicht vertragen können
- 25 Ein Stör für Mischa
- 26 Essen, Ausstattung, Bedienung
- 27 Die Männer vom DORSCH
- 28 Tote Demokraten
- 29 Ein böser Diener
- 30 Snobismus und Melancholie ade

- 31 Das Luau von KBR
 - 32 Der Kommissar für multikulturelle Angelegenheiten
 - 33 Die Ideen sprudeln
 - 34 Die Lage beunruhigt mich
 - 35 Ein bescheidener Vorschlag
 - 36 Kreolische Küche
 - 37 Das Ende
 - 38 Meine Mutter wird eure Mutter sein
 - 39 Wir sitzen in der Scheiße
 - 40 Mit Israel reden
 - 41 Raubvögel
 - 42 Cracker und Limo
 - 43 Der Glaube meiner Väter
- Epilog
- Danksagung

Prolog

Von wo aus ich anrufe

Dies ist ein Buch über die Liebe. Mit der prallen russischen Gefühlslosigkeit, die als echte Herzenswärme durchgeht, widme ich die folgenden 452 Seiten meinem Geliebten Herrn Papa, der Stadt New York, meiner süßen, verarmten Freundin in der South Bronx und der US-Einwanderungsbehörde.

Außerdem ist dies ein Buch über *zu viel* Liebe. Es ist ein Buch über das Verarschtwerden. Um es gleich vorweg zu sagen: *Ich bin verarscht worden*. Sie haben mich benutzt. Mich ausgenutzt. Mich abgecheckt. Haben gleich gewusst: Ich bin der Mann, den sie zum Affen machen können. Falls «Mann» hier das richtige Wort ist.

Vielleicht ist dieses ganze Verarschbarkeits-Ding genetisch. Ich denke da an meine Großmutter. Sie war eine glühende Stalinistin und treue Mitarbeiterin der Leningrader *Prawda*, bis Alzheimer ihr an Grips nahm, was noch übrig war, und sie hatte die berühmte Allegorie von Stalin als Bergadler verfasst, der ins Tal herabstieß, sich drei imperialistische Dachse zu greifen, Großbritannien, Amerika und Frankreich, deren magere Körper in den blutigen Krallen des Generalissimo in Stücke gerissen wurden. Es gibt ein Bild von mir als Baby auf Omas Schoß. Ich sabbere sie voll. Sie sabbert mich voll. Man schreibt das Jahr 1975, und wir sehen beide völlig gaga aus. Nun sieh nur, was aus mir geworden ist, Oma. Siehst du die Zahnlücken und den kaputten Unterleib? Was sie meinem Herzen angetan haben, diesem zerquetschten Kilo Fett, das an meinem Brustbein baumelt? Für die Aufgabe, sich im 21. Jahrhundert in Stücke reißen zu lassen, empfehle ich mich als der vierte Dachs.

Dies schreibe ich in Davidovo, einem kleinen Dorf nahe der Nordgrenze der ehemaligen Sowjetrepublik Absurdsvani, bevölkert ausschließlich von den sogenannten Bergjuden. Ach, die Bergjuden! In ihrer weltfernen Abgeschlossenheit hinter den sieben Bergen und ihrer starrsinnigen Hingabe an die Sippe und Jehova erscheinen sie mir *prä-historisch*, noch nicht einmal wie Säugetiere, sie erinnern mich eher an schlaue Mini-Dinosaurier, die sich einst über die Erde quälten, Vertreter der Gattung *Chaimosaurus Rex*.

Es ist früh im September. Das Blau des Himmels ist unerschütterlich, seine Leere und Grenzenlosigkeit erinnern mich daran, weiß auch nicht wie, dass wir uns auf einem kleinen runden Planeten befinden, der sich seinen Weg Zentimeter für Zentimeter durch ein schreckliches Nichts bahnt. In ihrem Schlaf auf den Dachfirsten der weitläufigen Rotklinkeranwesen richten sich die Satellitenschüsseln des Dorfes auf die Berge der Umgebung aus, deren Gipfel zartes Alpenweiß bekrönt. Eine sanfte Spätsommerbrise kühlt meine Wunden, und selbst der gelegentliche streunende Köter tapert so ruhig und zufrieden daher, als würde er morgen in die Schweiz auswandern.

Das ganze Dorf hat sich um mich versammelt, die vertrockneten Senioren, die öligen Teenager, die einheimischen Schwerverbrecher mit sowjetischen Gefängnistätowierungen auf den Fingern (frühere Freunde meines Geliebten Herrn Papa), selbst der verwirrte einäugige Greis von einem Rabbi weint nun an meiner Schulter und wispert mir in seinem schlechten Russisch zu, was für eine Ehre es sei, einen bedeutenden Juden wie mich in seinem Dorf zu wissen, und wie gern er mich mit Spinatküchlein und Hammelbraten wieder aufpäppeln würde, um mir dann im Dorf eine gute Frau zu suchen, die mir einen bläst und mich stopft, bis mein Bauch aussieht wie ein Gummiball kurz vorm Platzen.

Ich bin ein tiefungläubiger Jude und finde weder in Nationalismus noch Religion meinen Frieden. Aber hier unter diesen seltsamen Abkömmlingen meiner Rasse packt mich nun doch ein Wohlgefühl. Die Bergjuden verhätscheln und verwöhnen mich; ihr Spinat ist saftig und nimmt all ihren Knoblauch und ihre zerlassene Butter auf.

Und doch sehne ich mich danach, in die Lüfte zu steigen.

Quer über den Globus zu brausen.

Auf der 173. Straße zu landen, an der Ecke Vyse Avenue, wo sie auf mich wartet.

Mein hochmöglicher Psychoanalytiker Dr. Levine (Park Avenue!) hat mich schon beinahe von der Vorstellung befreit, dass ich fliegen kann. «Wir wollen auf dem Boden bleiben», so sagt er gern. «Wir wollen uns auf das Mögliche beschränken.» Kluge Worte, Herr Doktor, aber vielleicht haben Sie es einfach noch nicht geschnallt.

Ich bilde mir nicht ein, ich könnte fliegen wie ein anmutiger Vogel oder ein toller amerikanischer Superheld. Ich fliege wohl eher so, wie ich alles tue – ruckend und zuckend, immer in Gefahr, dass mich die Schwerkraft auf das dünne schwarze Band des Horizonts schmettert, dass spitze Felsen an meine Titten und Bäuche schrammen, Flüsse mir den Mund mit vermoostem Wasser füllen und Wüsten mir die Taschen mit Sand auskleiden und sich jede hart erkämpfte Landung in einen scharfen Absturz ins Nichts verwandelt. Und so mache ich es jetzt, Herr Doktor. Ich brause davon, weg von dem greisen Rebbe, der sich liebevoll an den Kragen meines Jogginganzugs klammert, fort über das Blattgemüse des Dorfes und seine vorgeschmorten Hammel, über den grün betupften Überhang zweier zusammenstoßender Gebirgsketten, die den prähistorischen Bergjuden Schutz vor den unheilbringenden Muslimen und Christen der Umgebung gewähren, über das geplätete Tschetschenien und das pockennarbige Sarajewo, über hydroelektrische Dämme und die leere Welt der Geister, über Europa, die herrliche Polis, die Bergfestung mit dem blauen Sternenbanner auf ihren Mauern, über die frostige Totenstille des Atlantiks, der mich am liebsten ein für alle Mal ertränken würde, immer und immer wieder, und schließlich näher, näher, näher, näher und näher zu ihr, der Spitze jener schlanken Insel ...

Nordwärts fliege ich, zur Frau meiner Träume. Ich bleibe dicht über dem Boden, genau wie Sie gesagt haben, Herr Doktor. Ich versuche, einzelne Formen und Orte auszumachen. Ich versuche, mein Leben wieder zusammenzustückeln. Da ist der pakistanische Imbiss in der Church Street, wo ich die ganze Küche leer gefressen und mich in Ingwer und eingelegten Mangos ertränkt habe, in scharfen Linsen und Blumenkohl, während die versammelten Taxifahrer mich anfeuerten und die Nachricht von meiner Unersättlichkeit an ihre Verwandten in Lahore funkten. Jetzt bin ich über der kleinen Skyline, die östlich des Madison Park entstanden ist, mit dem kilometerhohen Nachbau des Campanile von San Marco in Venedig, der goldenen Spitze des New-York-Life-Gebäudes, diesen Symphonien aus Stein, diesen modernistischen Formationen, die sich die Amerikaner aus mondgroßen Felsen geschnitzt haben

müssen, diesem letzten Sichaufbäumen hin zu einer gottlosen Unsterblichkeit. Jetzt bin ich über der Klinik in der 24. Straße, wo mir einmal ein Sozialarbeiter gesagt hat, dass ich HIV-negativ bin, dass ich kein Aids habe, worauf ich auf dem Klo voller Schuldgefühle um die schönen dünnen Jungen weinen musste, deren ängstliche Blicke ich im Wartezimmer an mir hatte abprallen lassen. Jetzt bin ich über dem dichten Grün des Central Park und fahre die Schatten junger Matronen nach, die ihre häppchengroßen orientalischen Hunde auf die kommunale Versöhnungswiese des Großen Rasens führen. Unter mir fliegt der trübe Harlem River vorbei; ich ziehe über das silbrige Dach des langsam vorwärts tuckernden Pendlerzuges und setze meinen Flug nach Nordosten fort; mein Körper ist müde und schlaff und bittet um Landeerlaubnis.

Jetzt bin ich über der South Bronx, längst nicht mehr sicher, ob ich noch fliege oder schon in olympiareifem Tempo über den Asphalt schlittere. Die Welt meiner Freundin greift nach mir und umfängt mich. In alle grausamen Wahrheiten der Tremont Avenue bin ich eingeweicht – wo einem anmutig geschwungenen Graffito zufolge BEBO ewig LARA liebt, wo mich die neonglänzende Fassade der tapferen Hühnerbraterei bittet, ihre ölig-süßen Aromen zu kosten, und der Schönheitssalon «Adonai» mir droht, meine schlaffe Lockenpracht aufwärts zu wenden und in Brand zu setzen wie die orangene Fackel der Freiheitsstatue.

Wie ein fetter Lichtstrahl sause ich durch Billigläden, die Achtzigerjahre-T-Shirts und nachgemachte Rocawear-Jogginghosen verknoppfen, durch die dunklen Sandsteinklötze der Sozialwohnungsbauten (Warnung: «Operation Sauberer Flur». Und: «Unbefugte werden verhaftet!»), hinweg über die Köpfe der Jungen mit ihren gangfarbenen Stirnbändern und ihren Haarnetzen, die im Sattel ihrer Monsterräder miteinander Turniere ausfechten, über die dreijährigen dominikanischen Mädchen in ihren Tanktops, mit ihren Strassohrringen, über den sauberen Vorgarten, wo die weinende dunkelhäutige Jungfrau nicht von dem Rosenkranz um ihren errötenden Nacken lassen kann.

An der Ecke 173. Straße und Vyse Avenue, auf den Eingangsstufen eines Sozialwohnungs-Ziegelbaus, übersät mit vom Winde verwehten Käsetörtchen und roten Lakritzstangen, hat mein Mädchen seinen

nackten Schoß mit Lehrbüchern für das Hunter College geschmückt. Ich fahre mitten hinein in die Pracht ihrer zuckerglasierten Sommerbrüste. Das engsitze gelbe Hemdchen, das die beiden kaum bedeckt, informiert mich: «G steht für Gangsta». Und wie ich sie so mit Küssen bedecke, wie der Schweiß meines Transatlantikfluges sie in Salz und Sirup meiner eigenen Machart einlegt, trifft mich vor lauter Liebe für sie der Schlag und vor lauter Trauer um fast alles sonst. Trauer um meinen Geliebten Herrn Papa, den echten «Gangsta» in meinem Leben – Trauer um Russland, das ferne Land meiner Herkunft, und um Absurdistan, wo der Kalender nie über die zweite Woche des September 2001 hinauskommen wird.

Dies ist ein Buch über die Liebe. Aber es ist auch ein Buch über Geographie. Die South Bronx mag schlecht ausgemalt sein, doch wo ich auch hinschaue, entdecke ich hilfreiche Pfeile, die mir sagen: SIE SIND HIER.

Ich *bin* hier.

Ich bin hier an der Seite der Frau, die ich liebe. Schon eilt die Stadt herbei, um meinen Aufenthaltsort festzustellen und mich zu bestätigen. Womit habe ich dieses Glück verdient?

Manchmal kann ich gar nicht glauben, dass ich noch am Leben bin.

Absurdistan

1

Der fragliche Abend: 15. Juni 2001

Ich bin Mischa Borisowitsch Vainberg, 30 Jahre alt, ein ungeheuerlich übergewichtiger Mann mit kleinen, tiefliegenden blauen Augen, einem hübschen jüdischen Zinken, der an die edelsten Papageienarten erinnert, und so zarten Lippen, dass man sie nur mit dem nackten Handrücken abputzen möchte.

Viele der vergangenen Jahre habe ich in St. Petersburg verbracht, weder aus Lust noch freiwillig. Stadt der Zaren, Venedig des Nordens, Kulturhauptstadt Russlands ... das können Sie alles vergessen. Im Jahr 2001 hat unser St. Leninsburg die Anmutung einer phantasmagorischen Dritte-Welt-Stadt angenommen, unsere neoklassizistischen Häuser versinken in den müllverstopften Kanälen, auf den breiten Boulevards mit ihrer kapitalistischen Ikonographie (Zigarettenwerbung mit einem amerikanischen Footballspieler, der einen Hamburger in seinem Baseballhandschuh fängt) haben sich bizarre Bauernhütten aus Wellblech und Sperrholz ausgebreitet, und das Schlimmste: Unsere intelligente, depressive Einwohnerschaft ist von einer neuen Mutantenrasse in oberwestlichen Outfits ersetzt worden, jungen Frauen in engsitzendem Acryl, die hochgequetschten kleinen Brüste gleichzeitig auf New York und Schanghai ausgerichtet; Männern in nachgemachten Calvin-Klein-Jeans, die ihnen schlaff um die eingefallenen Ärsche hängen.

Und nun die gute Nachricht: Wenn du ein unheilbarer Fettsack bist wie ich (147 Kilogramm beim letzten Wiegen) und der Sohn des 1238streichsten Mannes in Russland, eilt dir ganz St. Leninsburg dienst-eifrig entgegen: Die Zugbrücken senken sich, sobald du dich näherst, und die hübschen Paläste stehen an den Kanalufern Spalier und recken dir ihre kurvenreichen Friese entgegen. Du bist mit dem größten Schatz gesegnet, der sich in diesem rohstoffreichen Land finden lässt. Du bist mit Respekt gesegnet.

Am Abend des 5. Juni im Katastrophenjahr 2001 erwiesen meine Freunde mir jede Menge Respekt, und zwar in einem Restaurant namens «Russisches Fischerheim» auf der Insel Krestowskij, einer der grü-

nen Inseln im Delta der Newa. Auf Krestowskij tun wir Reichen so, als lebten wir in einer Art postsowjetischer Schweiz, schleppen uns über die blitzsauberen, rund um unsere *kottedsches* und *taun chauses* angelegten Radwege und füllen unsere Lungen mit abgepackter importierter Alpenluft.

Der Hit am «Fischerheim» ist, dass man sich den Fisch in einem künstlichen See selber fängt, worauf ihn das Küchenpersonal für ungefähr 50 Dollar das Kilo räuchert oder auf Kohlen grillt. Am «fraglichen Abend», wie die Polizei ihn später nennen würde, standen wir auf dem Steg der Laichenden Lachse, brüllten unsere Dienstboten an und schütteten karaffenweise jungen kalifornischen Riesling in uns hinein, während unsere Nokia-*mobilniki* mit dieser einzigartigen geselligen Dringlichkeit der Weißen Nächte klingelten, Ergebnis jenes Angriffs des Lichts auf die Nachtstunden, der die Einwohner unserer verfallenden Stadt mit dem rosa Abglanz einer nördlichen Sonne wach hält. Am besten, man säuft mit seinen Freunden durch bis in den Morgen.

Ich will Ihnen mal was sagen: Ohne gute Freunde können Sie sich in Russland gleich ertränken. Jahrzehntelang haben wir uns das altvertraute Agitprop unserer Eltern angehört («Wir werden für euch sterben!», singen sie), wir haben die kriminelle Enge des russischen Familienlebens überlebt («Verlass uns nicht!», betteln sie) und die verschärften Erziehungsmethoden unserer Lehrer und Fabrikdirektoren («Wir werden eure beschnittenen *chuj* an die Wand tackern!», drohen sie). Jetzt bleibt uns nur noch eine Dose Bier mit einem genauso gescheiterten Freund an einem versifften Freiluftbüdchen.

«Auf deine Gesundheit, Mischa Borisowitsch.»

«Auf deinen Erfolg, Dimitrij Iwanowitsch.»

«Auf das Heer, die Luftwaffe, die sowjetische Flotte ... Und ex!»

Ich bin von Natur aus bescheiden und blase gern daheim in Ruhe Trübsal, also habe ich nicht viele Freunde. Mein bester Kumpel in Russland ist ein Ex-Amerikaner, den ich Aljoscha-Bob zu rufen pflege. Als Robert Lipshitz in den nördlichen Ausläufern des Staates New York geboren, flog dieser kahle kleine Adler (im Alter von 25 Jahren war ihm das letzte Haar ausgegangen) vor acht Jahren in St. Leninsburg ein und verwandelte sich, von Alkoholismus und Trägheit befeu-

ert, in einen erfolgreichen russischen *biznesman* namens Aljoscha, Besitzer von ExcessHollywood, einer rasend profitablen DVD-Import-Export-Firma, und in den Herzbuben Swetlanas, einer scharfen jungen Petersburgerin. Aljoscha-Bob ist nicht nur kahl, sein verkniffenes Gesicht läuft auch noch in einem rötlichen Ziegenbärtchen aus, seine wässrigen blauen Augen vermitteln dauernd den Eindruck, er werde gleich losheulen, und seine enormen aufgeworfenen Fischlippen säubert er stündlich mit Wodka. In der U-Bahn beschrieb ein Skinhead ihn einmal als *gnusniji zhid* also «ekelhafte Judenfresse», und das wird wohl der größte Teil der Menschheit in ihm sehen; ich tat es ganz gewiss, als ich ihn vor einem Jahrzehnt am Zufallscollage im amerikanischen Mittleren Westen als Kommilitonen im ersten Semester kennenlernte.

So oft wie möglich pflegen Aljoscha-Bob und ich unser interessantes Hobby. Wir verstehen uns als die *Gentlemen Who Like to Rap*. Als Gentleman-Rapper. Unser Œuvre reicht von den klassischen Jams von Ice Cube, Ice-T und Public Enemy bis zu den sinnlichen Gegenwartsrhythmen des *ghetto tech*, einer Mischung aus Miami-bass und Chicago-*ghetto-tracks* mit einem Hauch Elektronischem aus Detroit. Dem modernen Leser mag «Ass 'n Titties» von D. J. Assault vertraut sein, das vielleicht richtungweisende Werk dieses Genres.

Am fraglichen Abend begann ich die Action mit einer kleinen Melodei nach Detroiter Art, die mir den Sommer versüßte:

Aw, shit
Heah I come
Shut yo mouf
And bite yo tounge.

In seinen abgetragenen Schlabberhosen von Helmut Lang und seinem Zufallscollage-Sweatshirt fiel Aljoscha-Bob ein:

Aw, girl
You think you bad?
Let me see you
Bounce dat ass.

Und so ertönten unsere an sexuellen Anspielungen reichen Lieder über den vier Stegen des «Russischen Fischerheims» (Laichender Lachs, Fürstlicher Stör, Kapriziöse Forelle und Süßer Kleiner Butterfisch), über diesem ganzen künstlichen See, wie er auch immer heißen mochte (Dollarsee? Lago di Euro?), über dem kostenlosen bewachten Parkplatz, auf dem die vertrottelten Bediensteten gerade meinen neuen Landrover verbeulten.

Heah come dat bitch
From round de way
Box my putz
Like Cassius Clay.

«*Sing it, Snack Daddy!*», feuerte Aljoscha-Bob mich an, wobei er meinen Spitznamen vom Zufallcollege benutzte.

My name is Vainberg
I like ho's
Sniff 'em out
Wid my Hebrew nose

Pump that shit
From 'round the back
Big-booty ho
Ack ack ack

Da wir uns in Russland befanden, einer Nation aus aufdringlichen, in eine tölpelhafte Moderne geschleuderten Kleinbauern, war klar, dass uns bald jemand den Spaß verderben würde. Und so versuchte es unser Neben-*biznesman*, ein sonnenverbrannter Killer aus dem mittleren Management, seine teigige Freundin aus irgendeiner kuhreichen Gegend im Gespann, mit: «Na, Jungs, ihr müsst doch nicht singen wie die Austauschstudenten aus Afrika. Ihr seht doch kultiviert aus», anders gesagt: wie ekelhafte Judenfressen, «warum deklamiert ihr nicht lieber ein we-

nig Puschkin? Gibt es von ihm nicht ein paar schöne Verse über die Weißen Nächte? Das würde doch zur Jahreszeit passen.»

«He, wenn Puschkin heute leben würde, wäre er Rapper geworden», sagte ich.

«Genau», sagte Aljoscha-Bob. «Er wäre MC Push.»

«*Fight the power!*», sagte ich.

Unser Puschkin-Verehrer starrte uns an. So geht es einem übrigens, wenn man kein Englisch kann. Man findet keine Worte. «Möge Gott euch Kindern helfen», sagte er schließlich, nahm seine Begleiterin am winzigen Ärmchen und geleitete sie ans andere Ende des Steges.

Kinder? Meinte der *uns*? Was würden Ice Cube oder Ice-T jetzt machen? Ich griff nach meinem *mobilnik* und wollte gleich meinen Analytiker Dr. Levine anrufen (Park Avenue!) und ihm berichten, dass ich schon wieder von einem meiner Landsleute beleidigt und verletzt, schon wieder gedemütigt worden war.

Und dann hörte ich, wie mein Diener Timofej seine Tischglocke erklingen ließ. Das *mobilnik* fiel mir aus der Hand, der Puschkin-Verehrer und seine Freundin verschwanden vom Steg, der Steg selbst schwebte davon in eine andere Dimension, sogar Dr. Levine und seine sanften amerikanischen Predigten wurden so leise wie ein entferntes Brummen.

Es war Fütterungszeit.

Mit einer tiefen Verbeugung präsentierte Timofej mir ein Tablett mit Störkebab in Zuckercouleur und einer Karaffe Black Label. Ich ließ mich in einen Plastikstuhl fallen, der sich unter meinem Gewicht verzog und verdrehte wie eine modernistische Skulptur. Ich beugte mich über den Stör, roch mit geschlossenen Augen daran wie in einem stillen Gebet. Ich presste meine Füße aneinander, in ängstlicher Erwartung schlug Knöchel an Knöchel. Ich nahm meine Esshaltung ein: die Gabel in der Linken; meine kraftvolle Rechte im Schoß zur Faust geballt, bereit zum Schlag, falls jemand versuchen würde, mir mein Essen wegzunehmen.

Ich biss in das Störkebab und füllte mir den Mund mit der krossen Kruste und dem weichen fleischigen Inneren. In meinem gigantomanisch weiten Puma-Jogginganzug erzitterte mein Körper, meine heldenhaften Eingeweide drehten sich gegen den Uhrzeigersinn, meine

zweifaltigen Brüste schlugen gegeneinander. Vor mir stiegen die üblichen, vom Essen inspirierten Bilder auf. Ich, mein Geliebter Herr Papa und meine junge Mutter gleiten in einem ausgehöhlten Schwan an einer Grotte vorbei, um uns erklingt triumphale Musik aus der Stalin-Zeit («Hier ist mein Pass! Was für ein Pass! Mein herrlicher roter *Sowjet-pass!*»), mein Geliebter Herr Papa reibt mir mit seinen feuchten Händen den Bauch und fährt am Gummi meiner Shorts entlang, und ich spüre die weichen, trockenen Hände meiner Mutter am Nacken und höre die müden, heiseren Stimmen der beiden im Chor: «Wir lieben dich, Mischa. Wir lieben dich, Babybär.»

Mein Körper begann sich zu wiegen, wie sich fromme Menschen wiegen, wenn die Gottesanbetung sie in Trance versetzt. Ich verschlang das erste Kebab, das zweite, die öligen Störsäfte tropften mir vom Kinn, meine Brüste zitterten, wie unter Eisbeuteln begraben. Wieder fiel mir ein Batzen Fisch in den Mund, diesmal satt mit Petersilie und Olivenöl bedeckt. Ich sog die Düfte des Meeres ein, die Rechte noch immer zur Faust geballt, die Finger in die Handfläche gegraben, die Nase auf dem Teller, meine Nasenlöcher von Störextrakt überzogen, mein kleiner beschnittener *chuj* brennend vom Glück der Erleichterung.

Und dann war es vorbei. Und dann waren die Kebabs weg. Ich saß vor einem leeren Teller. Ganz allein. Ach, ich Armer! Was sollte nun werden? Dem einsamen Babybär war das kleine Fischlein weggeschwommen. Ich warf mir ein Glas Wasser ins Gesicht, tupfte mich ein wenig mit der Serviette ab, die Timofej mir in den Hosenbund gesteckt hatte. Ich hob die Karaffe mit Black Label an meine kalten Lippen und kippte sie mir mit einer einzigen Drehung meines Handgelenks in den Schlund.

Rundherum erstrahlte die Welt in goldenem Glanz, die Abendsonne ließ eine Reihe im Wind sich wiegender Erlen erstrahlen; die Erlen klangen wider vom Trillern der Zeisige, der kleinen, gelb gestreiften Freunde aus unseren Kinderliedern. Für einen Augenblick wurde ich zum Idylliker und dachte an meinen Geliebten Herrn Papa, der auf dem Dorf geboren worden war und dem man ein Leben auf dem Land verschreiben sollte, denn nur dort – dösend im Kuhstall, nackt und hässlich, aber doch auch nüchtern – könnte das sanfte Zittern, eine Vorah-

nung des Glücks, sein aufgedunsenes aramäisches Gesicht erfassen. Eines Tages würde ich ihn hierher mitnehmen müssen, ins «Russische Fischerheim». Ich würde ihm ein paar eisgekühlte Flaschen seines geliebten Flagman-Wodkas kaufen und ihn auf den abgelegensten Steg entführen, meine Arme um seine von Schuppen bedeckten Schultern legen, seinen winzigen Lemurenkopf in eine meiner Speckschwarten drücken und ihn spüren lassen, dass wir beide trotz aller Enttäuschungen, die ich ihm in den letzten 20 Jahren bereitet hatte, für immer zusammengehörten.

Als ich aus dem Bann des Essens erwachte, fiel mir auf, dass sich die demographische Zusammensetzung der Menschen auf dem Steg der Laichenden Lachse verändert hatte. Eine Gruppe junger Angestellter in blauen Blazern war erschienen, angeführt von einem Clown mit Fliege, der den Animateur gab, die Angestellten in Gruppen aufteilte, ihnen Angelruten in die schwachen Händchen drückte und dann einen Chor mit ihnen anstimmte: «Fi-hisch! Fi-hisch!» Was war denn hier los? War dies das erste Zeichen für das Entstehen einer russischen Mittelklasse? Arbeiteten diese Idioten für eine deutsche Bank? Vielleicht waren sie alle BWLer mit amerikanischem Collegeabschluss.

Inzwischen starrte alles auf eine beeindruckende ältere Dame in einer bodenlangen weißen Robe, geschmückt mit schwarzen Mikimoto-Perlen, die am künstlichen See ihre Angel auswarf. Sie war eine jener geheimnisvollen eleganten Frauen, die wirkten wie geradewegs aus dem Jahr 1913 hereinspaziert, als hätten all die roten Pionierschals und Bauernblusen aus unseren vertrottelten Sowjettagen sich nie auf ihren Schultern niedergelassen.

Ich muss schon sagen, dass ich für solche Leute wenig übrig habe. Kann man denn ganz außerhalb der Geschichte leben? Darf man denn Immunität beantragen und sich dabei nur auf Schönheit und Herkunft berufen? Aber eines tröstete mich: Weder diese bezaubernde Kreatur noch die jungen Angestellten der Deutschen Bank, die nun im Chor «La-hachs! La-hachs!» riefen, würden heute etwas Schmachhaftes fangen. Mein Geliebter Herr Papa und ich haben eine Abmachung mit dem «Russischen Fischerheim» – wann immer ein Vainberg zur Angel greift,

springt der Neffe des Besitzers in seinen Taucheranzug, schwimmt unter die Stege und hängt uns die besten Fische an die Haken. Zarin Schwarzerperle würde für all ihre Mühen also höchstens mit einem faden, kranken Lachs belohnt werden.

Die Geschichte schlägt immer zurück.

Am fraglichen Abend wurden Aljoscha-Bob und ich von drei lieblichen weiblichen Wesen begleitet: Rouenna, der Liebe meines Lebens, für drei Wochen zu Besuch aus der Bronx, New York; Swetlana, Aljoscha-Bobs dunkeläugiger Tartarenschönheit, der jungen PR-Managerin einer örtlichen Parfümkette; und Ljuba, des Geliebten Herrn Papas 21-jähriger Gattin vom Lande.

Es machte mich wirklich sehr nervös, sie alle auf einem Haufen zu sehen (zumal ich generell Angst vor Frauen habe). Swetlana und Rouenna sind von Natur aus aggressiv; Ljuba und Rouenna sind einfacher Herkunft und gelegentlich unfein; Swetlana und Ljuba zeigen als Russinnen Symptome leichter, auf frühe Kindheitstraumata zurückgehender Depressionen (vgl. Papadapolis, Spiro: «Das sind *meine* Piroggen: Transgenerationale Konflikte in der postsowjetischen Familie»; *Annalen der post-lacanianischen Psychiatrie*, Boulder / Paris, Bd. 23, Nr. 8, 1997). Ein Teil von mir fürchtete Unstimmigkeiten zwischen den Frauen, also das, was die Amerikaner *fireworks* nennen – Rabatz. Ein anderer Teil von mir wollte einfach sehen, wie diese versnobte Schlampe Swetlana voll eine reinkriegte.

Während Aljoscha-Bob und ich am Rappen waren, hatte Ljubas Dienerin die Mädchen in einer der Umkleidehütten des Fischerheims mit Haargel und Lippenstift aufgebrezelt, und als sie auf dem Steg zu uns stießen, stanken sie nach frischer Zitrone (mit einem Hauch von echtem Schweiß). Die Mittsommernacht ließ ihre Lippen sanft erglühen, und eine interessante Konversation über das gefeierte finnische Warenhaus Stockmann am Newskij Prospekt, St. Lenins großer Prachtstraße, brachte ihre kleinen Stimmchen zum Summen. Sie besprachen ein Sommersonderangebot – zwei handgekettelte finnische Handtücher für 20 US-Dollar – beide Handtücher geadelt durch ihre höchst unrusische, schockierend westliche Farbe: Orange.

Als ich so der Mär von den orangenen Handtüchern lauschte, bemerkte ich weiter unten in der Abteilung des beschnittenen purpurfarbenen halb-*chuj* eine leichte Schwellung. Unsere Frauen waren so niedrig! Na ja, außer meiner Stiefmutter Ljuba natürlich, die elf Jahre jünger ist als ich und ihre Nächte offenbar gern verlogen stöhnend unter dem baumstammartigen Rumpf meines Geliebten Herrn Papa verbrachte, mit seinem beeindruckenden Schildkröt-*chuj*. (Gern erinnere ich mich daran, wie er in der Badewanne umherbaumelte und ich versuchte, ihn mit meinen neugierigen Babyhänden einzufangen.)

Und Swetlana machte mich auch nicht an, denn trotz ihrer modischen, mongolisch hohen Backenknochen, ihres eng anliegenden italienischen Pullovers und der sorgfältig kalkulierten Reserviertheit, dieser angeblich aufreizenden Pose der gebildeten russischen Frau, trotz alledem weigerte ich mich wirklich ganz und gar, mit einer Mitrussin zu schlafen. Gott weiß, wo die sich rumgetrieben hatten!

Womit nun alles an Rouenna Sales hing (ausgesprochen *Sah-lez*, auf spanische Art), meinem Schatzschatz aus der South Bronx, meiner grobknochigen Preziöse, meiner riesigen Multikulti-Schnecke mit ihrem krausen Haar, das sie brutal in ein rotes Tuch bindet, und ihrer glänzenden, birnenförmigen braunen Nase, die ständig nach Küssen und Hautcreme verlangt.

«Ich denke», sagte meine Stiefmama Ljuba auf Englisch, Rouenna zuliebe, «ich dachte», fügte sie hinzu. Sie hatte Probleme mit den Zeitformen. «Ich denke, ich dachte ... Ich finde, ich fand ...»

Ich denke, ich dachte ... Ich finde, ich fand ...

«Was *denkstest* du denn, Schätzchen?», fragte Swetlana und ruckte ungeduldig an der Angel.

Aber Ljuba ließ sich nicht so leicht entmutigen. Nach zwei Jahren Ehe mit dem 1238streichsten Manne Russlands entdeckte die liebe Frau endlich ihren wahren Wert, und nun wollte sie sich in einer strahlenden neuen Sprache zum Ausdruck bringen. Erst kürzlich war ein Arzt aus Milano damit beauftragt worden, ihr die bösen orangenen Sommersprossen rund um den derben Riechkolben wegzubrennen, während ein Chirurg aus Bilbao schon dabei war, ihr das Babyfett aus den vollen Teenagerwangern zu meißeln. (Eigentlich sah sie mit dem Fett netter aus,

wie ein gefallenes Bauernmädchen, das gerade die Adoleszenz hinter sich hatte.)

«Ich finde, ich fande», sagte Ljuba, «orangenes Handtuch so hässlich. Für Mädchen ist schön blasslila, für Jungen wie mein Mann Boris hellblau, für Dienstboten schwarz, weil ihre Hand schon schmutzig.»

«Scheiße, Baby», sagte Rouenna. «Du bist echt hardcore.»

«Was das, ‹Hartko?›»

«Scheiße über die Dienstboten erzählen. Von wegen schmutzige Hände und so.»

«Ich *fande* ...» Peinlich berührt, sah sie auf ihre schwieligen Bauernhände herab. Auf Russisch flüsterte sie mir zu: «Mischa, sag ihr, dass ich auch im Unglück lebte, bevor ich deinen Papa getroffen habe.»

«1998 war Ljuba noch sehr arm», erklärte ich Rouenna auf Englisch. «Dann hat mein Papa sie geheiratet.»

«Stimmt das, *sister?*», sagte Rouenna.

«Du nennst mich *sister?*», hauchte Ljuba, und ihre liebe russische Seele erzitterte. Sie legte die Angel nieder und breitete die Arme aus. «Dann will ich auch deine Schwester sein, Rouennatschka!»

«Das sagt man unter Afroamerikanern nur so», sagte ich ihr.

«Ganz genau», sagte Rouenna und trat zu Ljuba, um sie fest zu drücken, was das zurückhaltende Mädchen tränenreich erwiderte. «Weil, so wie ich das sehe, seid ihr ganzen Russen auch bloß totale *niggaz*.»

«Was soll heißen?», sagte Swetlana.

«Versteh das nicht falsch», sagte Rouenna. «War als Kompliment gemeint.»

«Das kein Kompliment!», bellte Swetlana. «Also was soll das?»

«Immer locker bleiben», sagte Rouenna. «Was ich sagen will, ist ... Eure Männer haben keine Arbeit, wenn einem was nicht passt, ballert man wild in der Gegend rum, die Kinder haben Asthma, und ihr wohnt alle in Mietskasernen.»

«Mischa wohnt nicht in einer Mietskaserne», sagte Swetlana. «Ich wohne nicht in einer Mietskaserne.»

«Aber ihr seid ja auch nicht wie die anderen Typen. Ihr seid echt OGs», sagte Rouenna und machte mit ihrem Arm eine Ghetto-Geste.

«Was sind wir?»

«*Original gangsters*», erklärte Aljoscha-Bob.

«Mischa zum Beispiel», sagte Rouenna. «Sein Vater hat für irgend-einen Scheiß einen amerikanischen Geschäftsmann umgelegt, und jetzt kriegt er kein US-Visum mehr. Das ist doch echt hardcore.»

«Das ist nicht nur wegen Papa ...», flüsterte ich. «Das liegt am amerikanischen Konsulat. Am Außenministerium. Die hassen mich.»

«Was ist nun «Hartko»?», fragte Ljuba, die nicht mehr wusste, was aus dieser Unterhaltung werden sollte und ob Rouenna und sie noch «Schwestern» waren.

Swetlana stützte beide Hände in die kaum vorhandenen Hüften und nahm sich Aljoscha-Bob und mich vor. «Das ist eure Schuld», zischte sie auf Russisch. «Ihr mit eurem blöden Gerappe. Diesem idiotischen *ghetto tech*. Kein Wunder, dass die Menschen uns wie Tiere behandeln.»

«Wir haben uns bloß amüsiert», sagte Aljoscha-Bob.

«Wenn du ein Russe sein willst», erklärte Swetlana meinem Freund, «musst du an dein Image denken. Uns halten sowieso schon alle für Nutzen und Banditen. Wir müssen unsere Marke neu positionieren.»

«Ich entschuldige mich mit ganzer Seele», sagte Aljoscha-Bob, wobei er die Hände symbolschwer auf sein kleines Herz legte. «Von nun an wollen wir nicht mehr vor dir rappen. Wir werden an unserem Image arbeiten.»

«Scheiße, was habt ihr *niggaz* da laufen?», sagte Rouenna. «Sprecht endlich Englisch.»

Swetlana fixierte mich mit ihren fiesen, fehlfarbenen Augen. Ich trat ein wenig zurück, bis ich fast zu den laichenden Lachsen gefallen wäre. Meine Finger befühlten schon die Schnellwahltaste für Dr. Levines Notfallnummer, da eilte hastig und an seinem eigenen sauren Atem fast erstickend mein Diener Timofej herbei. «Oi, *batjuschka*», rief mein Diener und schnappte nach Luft. «Vergebet Timofej die Unterbrechung. Denn er ist nur ein ganz gewöhnlicher Sünder. Doch Herr, ich muss Euch warnen! Die Polizei ist auf dem Weg. Ihr seid es, wie ich fürchte, den sie sucht ...»

Ich verstand nicht so genau, was er wollte, bis auf dem Steg der Kapriösen Forellen nebenan ein Bariton erklang. Donnernd ließ ein Gentleman das Wort «Polizei» erklingen. Die jungen Banker mit ihren ame-

rikanischen Abschlüssen, die alte Zarin mit ihren schwarzen Perlen und der weißen Robe, der *biznesman* mit dem Faible für Puschkin – sie alle stürzten zum kostenlosen bewachten Parkplatz, wo ihre Landrover im Leerlauf brummt. Drei ausladende Gendarmen liefen an ihnen vorbei, den mageren doppelköpfigen russischen Adler auf ihre schicken blauen Käppis geprägt, gefolgt von ihrem Chef, einem alten Sack in Zivil, der seine Hände in den Taschen trug und sich jede Menge Zeit ließ.

Jetzt war klar, dass die Bullen es auf mich abgesehen hatten. Aljoscha-Bob stellte sich schützend neben mir auf und legte seine Hände auf meinen Rücken und meinen Bauch, als würde ich gleich kentern. Ich beschloss, standhaft zu bleiben. Es war empörend! In zivilisierten Ländern wie Kanada wurden ein gut betuchter Mann und seine Angelpartie von der Obrigkeit in Frieden gelassen, selbst wenn sie ein Verbrechen begangen hatten. Der Alte in Zivil, der, wie ich später erfuhr, den leckeren Namen Belugin trug (wie der Kaviar), schob meinen Freund sanft beiseite. Er hängte seine Schnute einen Zentimeter vor die meine, sodass ich in das graue Gesicht eines alten Mannes blicken musste, mit gelblichen Augäpfeln, ein Gesicht, wie es in Russland für Autorität und Inkompetenz zugleich stand. Höchst gefühlvoll starrte er mich an, ganz als wollte er mir ans Geld. «Mischa Vainberg?», fragte er.

«Wer will das wissen?», fragte ich. Womit ich sagen wollte: *Weißt du überhaupt, wer ich bin?*

«Ihr Papa ist soeben auf der Palastbrücke ermordet worden», sagte mir der Polizist. «Mit einer Mine. Und stellen Sie sich vor: Ein deutscher Tourist hat alles gefilmt.»

[...]